

ZWISCHEN OSTEN UND WESTEN

BRIEF AUS TBILISSI/GEORGIEN

Georgien, kleines Land am Kaukasus mit großer Kultur, leidet noch immer schwer unter den Folgen des Bürgerkriegs von 1992/93, der nach dem Ende der Sowjetunion das Land erschütterte. Heute wächst die Sehnsucht nach Besinnung darauf, wie das geschehen konnte, was in diesem Land der Toleranz nie hätte geschehen dürfen, und welchen Weg das Land zwischen Ost und West, zwischen der Rückbesinnung auf eigene Traditionen und der neu hereinbrechenden Moderne einschlagen sollte.

An der Straßenecke gegenüber der Universität, in einem Café mit dem sinnigen Namen „Excess“, läßt sich gut diskutieren. Eine Tasse Kaffee kostet umgerechnet allerdings etwa zwei Mark fünfzig, und die sind ins Verhältnis zu setzen zum statistischen Durchschnittseinkommen von etwa 25 Mark pro Monat. Dennoch ist die Terrasse des Cafés voll von Menschen. Auf der Straße rasen teure westliche Autos vorbei, und Fußgänger versuchen unter Lebensgefahr, die Straßenseiten zu wechseln. Auffällig die neuen Autokennzeichen: Sie sind mit lateinischen statt der georgischen Schriftzeichen ausgestattet. Straßenschilder bieten neben den georgischen Bezeichnungen Übersetzungen ins Englische an genau derselben Stelle, wo früher das Russische prangte. Auch die Werbetafeln offerieren ihre Sprüche zweisprachig.

An der Universität, schon seit Perestroika-Zeiten Ort gesellschaftlicher Auseinandersetzungen, tobt, wie Studenten erzählen, ein neuer Streit, genau besehen ein Generationskonflikt. Die Professoren werden von den Studenten beschuldigt, jegliche Erneuerung, strukturell und inhaltlich, zu verweigern. Das Wissen sei völlig veraltet, die Lehrmethoden seien überholt, klagt etwa eine Studentin der Soziologie. Sie hat bereits Kontakt mit dem Deutschen Akademischen Austausch-Dienst (DAAD) aufgenommen, um mithilfe eines Stipendiums wenigstens für einige Monate in deutschen Bibliotheken und in Gesprächen mit westlichen Soziologen dem Stand der Diskussion in ihrem Fach nachzuforschen.

Auch in der Philosophie tritt die Kluft zwischen Älteren und Jüngeren zutage. Die jungen Philosophen beginnen, im Sinne Nietzsches „mit dem Hammer zu philosophieren“, also ihr Fach, seine Repräsentanten und die von ihnen benutzten Begriffe darauf abzuklopfen, welche Funktion sie erfüllen und für welche Inhalte, wenn überhaupt noch für welche, sie stehen. Vor allem die Verstrickung der Professoren in das System des Sowjetsozialismus haben sie im Visier, und entsprechend geteilt sind die Meinungen beispielsweise über den „Nationalheiligen“ der georgischen Philosophie jener Zeit, Schalwa Nuzubidse, dessen Kompetenz und Integrität die jungen Philosophen in Frage stellen und damit an ein Denkmal rühren: Immerhin war Nuzubidse einer derjenigen, die nach einem Studium bei Husserl und Heidegger in den zwanziger Jahren in Freiburg die Philosophie in Georgien auf neue Grundlagen stellen konnten und ihren vergleichsweise guten Ruf relativ systemunabhängig in der Sowjetunion begründeten. Aus diesem Umfeld ging auch einer der unabhängigsten Denker in der ehemaligen Sowjetunion, Merab Mamardaschwili, hervor. Das immense Interesse an der Phänomenologie und an Heidegger, das man im übrigen in allen osteuropäischen Ländern finden kann, schuf sich hier eine regelrechte Bastion; nicht von ungefähr erschien noch vor der russischen Übersetzung (1997) von Heideggers „Sein und Zeit“ bereits 1989 eine Übersetzung ins Georgische, vorgenommen von Guram Tewsadse, und auch heute werden in Seminaren an der Universität deutsch-georgisch-russische Textinterpretationen unternommen; selbst die Debatte über Heideggers Verwicklung in den Nationalsozialismus wurde aufmerksam verfolgt.

Der Philosophenstreit dreht sich überdies um die Einschätzung der heutigen französischen Philosophie, mit der die jungen Philosophen seit ihren ersten Studienaufenthalten im Westen sympathisieren, während sie von der Professorenschaft mit ebensolcher Vehemenz wie an westlichen Philosophieinstituten abgelehnt wird. Die wichtigsten Diskussionen hierüber und über die Erneuerung des heutigen Denkens in Georgien spielen sich nicht an der Universität selbst ab, sondern an einer anderen Institution namens „Kaukasisches Haus“. Eine Diskussion über die sogenannte „Postmoderne“, die hier jüngst veranstaltet wurde, zog mehr Menschen an, als überhaupt Platz finden konnten - ein eher diffus zu nennendes Interesse, denn es herrscht, wie im Westen, die denkbar größte Unklarheit über Begriffe wie „Moderne“ und „Postmoderne“. Weitaus geringer ist das Interesse an Diskussionen - im selben Haus - etwa über Ethik und insbesondere Ökologische Ethik, obwohl deren Fragestellungen dringlicher zu sein scheinen.

Das Kaukasische Haus wurde 1990 gegründet, um, im Widerspruch zur damaligen Politik, der Idee vom friedlichen Zusammenleben der Kaukasischen Völker eine neue kulturelle Heimstatt zu bieten. Immerhin leben etwa 50 verschiedene Nationalitäten, jede einzelne mit eigener Sprache, in der Region zwischen Schwarzem Meer und Kaspischem Meer, ein Teil davon in Georgien selbst, das somit als Ernstfall einer multikulturellen Gesellschaft gelten kann, von der im Westen theoretisch so viel die Rede ist. Daß in einer solchen Kultur der Wert der Toleranz eine starke Ausprägung erfahren hat, versteht sich von selbst. Um so schwerer wog der Sündenfall Anfang der neunziger Jahre, als unter dem Nationalistenführer Swiad Gamsachurdia der Krieg im eigenen Land - gegen die abtrünnigen Provinzen Abchasien - nicht gescheut wurde. Was dem mächtigen Nachbarn Rußland immer angekreidet worden war, nämlich die Rechte der kleineren Völker nicht zu achten, das wurde nun spiegelgleich im eigenen Land praktiziert, mit dem Resultat, den Rest des Kaukasus gegen sich aufzubringen und viele tausend, vor allem junge Menschen in den Tod zu schicken. Wenn heute auch kein Krieg mehr geführt wird, so ist doch eine Lösung des Konflikts ferner denn je.

Wie sehr diese Wunde weiter blutet, zeigt sich bei den Diskussionen im Kaukasischen Haus, die offen oder unausgesprochen immer und immer wieder auf diese traumatische Erfahrung zurückkommen. Der Nationalistenführer ist tot, was aber weiterlebe, so heißt es, seien seine Ideen. Ob nicht „Reue“ angesichts offenkundiger eigener Vergehen angebracht wäre, wirft jemand ein, denn Reue könne die Situation bereinigen und die Köpfe und Herzen für einen Neuanfang freimachen. Allerdings scheint ein großes Hindernis hierfür die fehlende kritische Geschichtsschreibung zu sein, die unvoreingenommen zu erforschen hätte, was geschehen ist, und dies nicht nur für die letzten Jahre, sondern auch für die vergangenen Jahrhunderte, denn alle Konflikte in dieser Region haben weit zurückreichende historische Wurzeln. Nach den hitzigen Debatten und blutigen Schlachten der letzten Jahre bedürfte es jedoch einer solchen „neuen Nüchternheit“ in den Diskussionen und der intellektuellen Arbeit, zeigt sich die Leiterin des Kaukasischen Hauses, die Schriftstellerin Naira Gelaschwili, überzeugt.

Jetzt erschien, unterstützt von einer niederländischen Stiftung, die erste Ausgabe der neuen Zeitschrift dieses Hauses - ein Ereignis, das nur richtig gewürdigt werden kann, wenn man weiß, daß aufgrund der miserablen wirtschaftlichen Lage des Landes anspruchsvollere Druckerzeugnisse kaum mehr erscheinen können. Die Zeitschrift soll dem Wert der nationalen und religiösen Toleranz wieder zum Durchbruch verhelfen und setzt sich dabei auch kritisch mit dem wachsenden Einfluß der georgisch-orthodoxen Kirche auseinander, denn von dieser, so wird befürchtet, könnte, da sie selbst von ausschließlich nationaler Bedeutung ist, ein neuer Nationalismus religiös abgesegnet werden. Über mangelnden Zulauf kann die Kirche, deren Traditionen bis ins 4. Jahrhundert zurückreichen, sich jedenfalls nicht beklagen: In den Gotteshäusern halten sich zu jeder Tageszeit nicht etwa nur alte Frauen, sondern Männer und Frauen jeden Alters auf, und auch beim Vorbeigehen auf den Gehsteigen bekreuzigen sich viele. Mit derselben Entschiedenheit, mit der einst die kommunistische Jugend sich allem, was nach Religion auch nur aussah, entgegenwarf, kehren heute vor allem Jugendliche zu ihr zurück. Es kann geschehen, daß der Gast von ihnen mit der Frage konfrontiert wird, ob er „atheistisch“ oder „gläubig“ sei, tertium non datur. Wäre mehr als nur jugendliches Ungestüm darin zu sehen, würde dies der Entwicklung einer freien und toleranten Religiosität kaum förderlich sein.

Einstweilen aber verlangt die Bewältigung des Alltags alle Kräfte ab. Zwischendurch fällt immer wieder mal für Stunden der Strom aus, dann beginnen private Generatoren auf Benzinbasis in den Hinterhöfen zu knattern, um wenigstens die Abwicklung der Alltagsgeschäfte sicherzustellen. Abends, nach Einbruch der Dunkelheit, ist nur der Rustaweli-Prospekt, eine prachtvolle Platanenallee, einigermaßen illuminiert; die Seitenstraßen verschwinden bereits im Dämmerlicht, und je weiter man sich, über die Pflastersteine stolpernd, in diese Straßen vorwagt, desto mehr erinnern die Verhältnisse an Zustände in der Dritten Welt. Daß man damit noch längere Zeit wird leben müssen, darauf haben die Menschen sich eingestellt.

Wilhelm Schmid

Der Autor:

Wilhelm Schmid, geboren 1953, lebt in Berlin, studierte Philosophie und Geschichte in Berlin, Paris und Tübingen und ist Assistent an der Pädagogischen Hochschule Erfurt/Mühlhausen, sowie Gastdozent für Philosophie an der Universität Riga.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 52/53 1997,*
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>